

## Die Kubus, die Waldmenschen Sumatras.

Von Tassilo Adam, Ethnograph der Niederl.-Indischen Regierung a. D.

(Mit 3 Tafeln und 4 Abbildungen in Text.)

Während meiner zwanzigjährigen Pflanzzeit auf Nordsumatra hatte ich öfters von dem merkwürdigen Nomadenvolk gehört, das in den Urwäldern des Südostens dieser großen Sundainsel leben sollte, und als ich nach den Gebirgsgegenden des Südens, nach den Hochländern von Palembang und Bengkulu kam, hörte ich noch mehr von den Menschen, welche „wie schneue Rehe davonliefen oder wie Affen auf die Bäume kletterten“, wenn sie einen Weißen sahen.

Durch mein eingehendes Studium der Battakvölker auf Nordsumatra, hatte ich viel von den Sitten und Gebräuchen primitiver Menschen erfahren, und so war es denn mein sehnlichster Wunsch, jene geheimnisvollen Waldbewohner kennen zu lernen und zu erforschen, was denn wahr sei von all den rätselhaften Erzählungen. Wie groß war meine Freude, als ich von der Niederländisch-Indischen Regierung den Auftrag bekam, eine Studienreise durch Südsumatra zu machen, um auch von diesen Völkern Photos und Beschreibungen zu verfertigen.

Wohl waren bereits verschiedene Aufsätze über dieses Volk erschienen, es ist mir aber nicht bekannt, daß einer der Autoren gerade in jene ungeheuren Urwälder der heutigen Residentschaft Djambi vorgedrungen ist, wo diejenigen Stämme der Kubus zu vermuten waren, welche noch gar nicht oder nur höchst selten mit Malayen, mit Europäern überhaupt nicht, zusammengetroffen waren.

Als ich mich einige Wochen in Muara Bungo, einige Tagereisen den Batang Hari-Fluß stromaufwärts gelegen, aufgehalten hatte, um an diesem letzten von der Ostküste dem Inneren zu gelegenen kleinen Ort und Standplatz eines Regierungsbeamten nähere Bekanntschaft mit der dortigen malayischen Bevölkerung Minangkabauscher Abstammung zu machen, bekam ich endlich von den ausgesandten Boten Bericht, daß ungefähr einen halben Tagesmarsch entfernt im Urwalde Kubus gefunden worden seien.

Auf Anraten des Demangs von Muara Bungo — des obersten einheimischen Beamten — sandte ich einige Leute desselben unter Führung des Djenang, das ist jenes Malayen, welcher allein mit den Kubus umzugehen weiß, gewissermaßen ihr Vertrauensmann ist, mit Geschenken, bestehend aus Reis, Fritchen, einigen Kleidern, Messern und Lanzenspießen voraus, um dem furchtsamen Volkchen einiges Zutrauen einzufößen, damit sie nicht davonlaufen, wenn sie mich sehen würden.

Am nächsten Tage früh morgens fünf Uhr brach ich mit dem Demang, ungefähr zehn Trägern und dem unvermeidlichen Djenang auf, und nach etwa fünfstündigem Marsche erreichten wir mitten im hohen Urwald einen Platz, wo Gestrüpp und Gesträuch kurz vorher gekappt worden waren und in einigen „Hütten“ lautos die lange gesuchten Kubus saßen.

<sup>1)</sup> Die Bilder sind Original-Aufnahmen des Verfassers, jedoch Eigentum der Niederländisch-Indischen Regierung und von dieser in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt. (D. Schrift.)

Welch ein eigentümliches Gefühl, sich mitten im gewaltigen Urwald zum ersten Male bei solchen Menschen zu befinden! Selbst für mich, der doch als Pflanzar an die Eingeborenen gewöhnt war und oftmals bei den damals noch sehr primitiven Battak überrascht hatte, war es ein ernster Augenblick. Zuerst ging es mir vielleicht ebenso wie diesen Menschen: Sie sahen zum ersten Male einen Weißen und ich zum ersten Male ein kleines Völkchen in einem Zustande, wie ich nie vorher eines erblickt hatte. Niemand sprach ein Wort, ... lautlose Stille, ... meine Träger hieß ich außer dem Gesichtskreise der Kubus sich niederlassen, nur der Djenang und der Demang waren bei mir geblieben. Nachdem ich mich behaglich auf der Kiste meines photographischen Apparates zurechtgesetzt hatte, nahm ich aus



Abb. 1. Kinder eines Kubusstammes, welche den ihnen gesandten Reis und Prachtie art einmal aufgegessen hatten.

der Feldflasche einen kräftigen Schluck und aß gemächlich einige Bananen, um auf diese Weise nach und nach den Leuten zu zeigen, daß sie keine Ursache hätten, vor mir bange zu sein. Waffen hatte ich niemals auf meinen Streifzügen mit, weil ich überzeugt bin, das Vertrauen der Menschen leichter zu gewinnen, wenn man ohne Gewehr oder Revolver zu ihnen kommt.

Die schwüle, dampfige Urwaldluft, während die Sonne senkrecht über uns stand, der furchtbare Geruch der von den Kubus weggeworfenen Reste der von ihnen verzehrten Tiere, sowie der von ihnen selbst kommende abscheuliche Duft brachte meinen sonst so nützlichen und getreuen Begleiter, den Demang, in wenig rosige Stimmung. Auch diese Menschen gefielen ihm nicht und er konnte nicht fassen, daß ich mich dafür interessiere und es hier so lange und ruhig aushält. Für einen Pflanzar, der zwanzig Jahre mit chinesischen Kults umgehen mußte, ist aber selbst solche Luft noch lange nicht unerträglich und das kleine Völkchen, das da vor mir saß, nahm mich viel zu sehr in Anspruch, als daß ich den Beschwerden dieses Beamten hätte Beachtung schenken können.

Die Kubus waren noch immer lautlos dagesessen, nur die Kinder kamen nach und nach von den zuerst wohl allzu ängstlichen Müttern los und krochen schen von einem Erwachsenen zum anderen. Das ganze Völkchen zählte vierzehn Köpfe: drei Männer (Taf. II, Fig. 2 und 3), vier Frauen (Taf. III, Fig. 1 und 3) und sieben Kinder (Taf. II, Fig. 3 und Abb. 1). Der erste Eindruck war wohl fremd, aber nicht schlecht. Am meisten fiel mir auf, daß alle, namentlich die Kinder, gewissermaßen wohlgenährt aussahen, aber der Dienang erklärte mir zu meiner Enttäuschung, „das wäre nur heute so, weil sie den ganzen Reis und alle Früchte, die ich ihnen gesandt hatte, auf einmal aufgegessen hatten, sonst wäre dies ein sehr abgeschlossener, schwierig zu erreichender Stamm; der nur durch ihn manchmal Reis und Bananen bekäme.“ Er erklärte mir auch, daß sie gar nicht verständen, etwas zu kochen, fast alles in rohem Zustande äßen, höchstens ein wenig angebraten, und ohne Gewürze, selbst ohne Salz. Die herumliegenden Speisereste beschäftigten seine Aussage vollkommen.

Bei genauer Betrachtung kam ich doch zur der Überzeugung, daß ich es hier in der Tat mit den primitivsten Menschen der Erde zu tun hatte, armseligen, gänzlich verwahrlosten Menschen, ohne jede „Kultur“.

Ich hatte wohl schon eine halbe Stunde im Gespräch mit meinen Begleitern gessen und hielt nun den Augenblick für gekommen, auch mit diesen Erdenwanderern einen Wortwechsel beginnen zu können. Der Dienang diente als Dolmetscher, einestells weil ich den Dialekt noch nicht verstehen konnte, andererseits weil sie zu ihm mehr Zutrauen hatten. Der Mann links auf Tafel II, Fig. 2, war der „Häuptling“ der Gruppe und wohl auch der einzige, von dem eine Antwort erwartet werden konnte. Während ich einige Fragen an ihn richten ließ, die er nach einigem Zögern und Überlegen langsam und workarg beantwortete, machte ich einen Rundgang, so ungezwungen und harmlos als nur möglich, um alle Anwesenden näher betrachten zu können und Angst und Scheu wegzunehmen.

Bald überkam mich ein herzliches Gefühl des Mitleides, denn die Haut und die Haare waren in furchbarem Zustande, die meisten Körper mit einer Art feinsten Fischschuppen — einer abschleichen, sehr übelriechenden und ansteckenden Krankheit — bedeckt, die Haare ganz ungepflegt und voll von unwillkommenen Bewohnern. Der Dienang, doch selbst ein Eingeborener und daher gewiß nicht verwöhnt wie ein Europäer, konnte diesen Rundgang nicht bis zum Ende mitmachen, verschwand auf kurze Zeit und kam dann käsebleich wieder, diesen „ekelhaften Besuch“ gründlich vertuschend.

Mit Ausnahme des bereits genannten „Häuptlings“, machten Männer und Frauen einen sehr wenig intelligenten Eindruck, der junge Mann mit dem spärlichen Vollbart (Taf. II, Fig. 3) sah geradezu idiot aus und war auch nicht zu bewegen, auf meine Fragen zu antworten. Ganz typisch war bei den meisten die Haltung der Hände, während ich die Aufnahmen machte: unwillkürlich sind die Fingernägel fortwährend am Kratzen der sicherlich böse juckenden Haut. Der Gang dieser Menschen ist sehr elastisch, schnell und behende, aber ihre ganze Lebensweise macht sie furchtbar träge. Nur vom Hunger getrieben, suchen sie Nahrung, die in Kräutern und Früchten, namentlich aber in Fleisch von allem, „was da krecht und flucht“, besteht. Ob es im allgemeinen seine Richtigkeit hat, daß sie Affen, Schlangen und Krokodile erlegen und verzehren, möchte ich noch näher bestätigen wissen, denn es gibt auch Stämme der Battak, welche Hunde und Affen essen, während es bei anderen wiederum zur Schande gereichen würde.

Der Dienang sprach mit dem Häuptling, die übrigen tauschten nur anfangs noch der Unterhaltung, bald aber machte dieses Interesse ihrer allgemeinen Schlappheit Platz, und die meisten setzten oder legten sich wieder ganz gleichgültig und faul auf ihre Lagerstätten.

Von irgendeiner Körperpflege ist nach dem bereits Gesagten also keine Rede, der nützliche Gebrauch des Wassers ist ihnen gänzlich unbekannt. Ein Kubu badet nicht, war mir schon früher mitgeteilt worden, und hier konnte ich leider nur die Bestätigung dieser Behauptung finden. Daß Kubus einen Zweikampf im Wasser ausführen sollten — wie ich in einer Beschreibung las — ist zufolge meiner Nachforschungen ganz undenkbar.

Es wäre gewiß von sehr großem Werte gewesen, bei den drei verschiedenen Stämmen, welche ich im ausgedehnten Urwaldgebiete von Muara Bungo und Muara Tebo besuchte, genaue Messungen zu machen, leider aber erhielt ich die telegraphisch verlangten Instrumente nicht, und so muß ich mich auf folgende Beschreibung der von mir besuchten „wildten“ Kubus beschränken:

Ebenso wie bei den Battak finden wir auch hier zwei ganz scharf getrennte Typen vor: der eine ziemlich gut mittelgroß, schlank, meist mager, Kopf ebenfalls lang und schmal, gut geschnitten, mit feiner gezogener, ja selbst manchmal gekrümmter Nase und wenig breitem Mund mit schmalen Lippen — der andere, häufiger vorkommende, aber kürzer, schwerer gebaut, mit breiten Schultern, untersezt, mit kurzer Stirne, groben Gesichtszügen, vorstehenden Backenknochen, dicker, großblöcher Nase, weitem Mund, schweren Lippen. Die Frauen unterscheiden sich ebenso, sind im allgemeinen etwas kleiner als die Männer und zeigen — siehe Photos — durchschnittlich kleinere Köpfe als jene. Daß manche dieser Urwaldbewohner einen nahezu mongolischen Einschlag aufweisen, ist nicht zu leugnen (Tafel II, Fig. 2 und 3). Ferner fällt bei vielen auf, daß der Oberkörper verhältnismäßig länger ist als die Extremitäten.

Die Behaarung ist auf dem Körper sehr spärlich, auf dem Kopfe reichlich. Sie ist dunkelschwarzbraun, wie bereits erwähnt vollständig ungepflegt — also auch keinerlei Einfluß irgendwelcher Pflanzen- und Tierfette vorhanden —, ziemlich hart und mitteldick. Wann das Grauwerden einsetzt, könnte nur schätzungsweise festgestellt werden, da von annähernden Altersangaben bei diesen Menschen keine Sprache ist. Finden wir bei Frauen und besonders bei Männern kurzes Haar vor, so ist es mit dem gewöhnlichen Buschmesser gekappt oder, vielleicht besser gesagt, abgesägt, dementsprechend also auch unregelmäßig. Von richtig gelocktem oder tietschwarzem Haar — wie anderseits beschrieben — konnte ich nichts finden, nur bei einzelnen ist es etwas gekraust, bei Frauen wollig. Bei den Männern fehlt der Backenbart gänzlich, nur dünner, struppiger Schnurr- und Kinnbart kam mir zu Gesicht; Augenbrauen sind durchwegs sehr dünn, ebenso die Wimpern.

Die „Hütten“, in welchen diese merkwürdigen Geschöpfe saßen oder lagen, können wohl kaum auf den Namen „Wohnung“ Anspruch machen. Nur einige frisch-gekappte, in den Boden gesteckte Stöcke, mit Rottan verbunden, darauf nur gerade soviel Palm- oder Baumbblätter, als nötig sind, um sich vor schwerem Regen zu schützen, auf einer Höhe von ungefähr einem halben Meter noch einige Querhölzer (manche davon gespalten), auf welchen sie liegen, das ist das ganze Haus eines echten Kubus (Taf. I). Bei einer Hütte entdeckte ich, daß die eine Hälfte der Lagerstätte etwas höher angebracht war als die andere. Auf meine diesbezügliche Frage antwortete mir der Dienang, daß auf dem oberen Teile der Mann, auf dem unteren

Teile die Frau schlief; die weitere Erklärung kann ich aber leider unmöglich zu Papier bringen, obwohl sie beleuchten würde, auf welch tiefer Stufe diese Menschen stehen.

Die Kubus sind eben ein Wandervolk und können Wohnungen von längerer Dauer nicht gebrauchen. Finden sie an dem Orte, an dem sie sich niedergelassen haben, nicht mehr genügend Nahrung, so ziehen sie weiter und errichten dort in kürzester Zeit solche Ansiedlungen. Sehr sonderbar aber ist gewiß, daß diese Lagerstätten nicht den geringsten Schutz gegen wilde Tiere bieten, auch kein Wächter schützt sie des Nachts davor; sie schlafen ohne Fackel oder Herdfeuer, vollständig ihrem Schicksal überlassen.

Wie bereits erwähnt, baden oder waschen sich Kubus nicht, obwohl ihre Lagerstätten stets in der Nähe eines Baches angelegt werden; offenbar nur, um in nächster Umgebung Trinkwasser zur Verfügung zu haben, denn selbst sein Bedürfnis verrät ein Kubu nicht am oder im Wasser, sondern auf trockenem Lande. Um sich zu reinigen, scheuert er sich dann entweder mit Stöckchen — gleich Chinesen — oder wohl noch einfacher an der Rinde des nächsten Baumes, eine Gewohnheit, die ganz im Gegensatz derjenigen aller übrigen malayischen Völker steht.

Den ganzen Hausrat sowie die ganze Jagdausrüstung zeigen uns Abb. 2. Mehr besitzt eine Kubufamilie nicht. Wir sehen hier zwei geflochtene Matten, nicht selbst geflochten, sondern von Malayen durch Tausch erworben, eine herabhängende Matte aus gespaltenem Bambus geflochten, teils als Schlafmatte, teils auch zur Aufbewahrung von Speisen benützt, drei lange Bambus als Wasserbehälter, zwei auf dem Rücken zu tragende Körbe aus Baumrinde, einen runden, geflochtenen Korb, ebenfalls malayisch, dann noch einige kurze malayische Messer, ein großes Kappmesser, eine lange Wurflanze, Feuerzeug aus Stahl, Stein und Schwamm, eine halbe Kokosschale zum Trinken und eine kleine malayische Bambusdose. Wie gerne hätte ich all diese Gegenstände mitgenommen; aber das ging nun einmal nicht, denn es war all ihr Hab und Gut, sie brauchten alles, was ich gesammelt hätte. Ich will aber ganz ehrlich bekennen, trotz aller Habgier und Wissensdranges stand ein anderer Faktor im Spiele: nicht nur meinen Begleitern, mir selbst graute auch, das Zeug in die Hand zu nehmen ...

Schon aus diesen Werkzeugen ist zu erkennen, daß die Kubus Feuer aus Stahl und Stein schlagen, was sie sicherlich von den Malayen übernommen haben. Feuer spielt aber keine große Rolle bei diesen Nomaden, denn nicht jedes Tier wird angegraten, am Feuer sich zu erwärmen, dürfte wohl kaum vorkommen, und Rauchen kennt ein echter Kubu nicht.

Während auf Sumatra die Batlak noch bis vor zwanzig Jahren Kannibalen waren — 1902 erzählte mir an der Pintu Alias ein alter Zauberer, mit dem ich sehr befreundet war, mit tiefendem Kinnwasser, wie ausgezeichnet seine eben vor kurzen geschlachtete Großmutter geschmeckt hatte —, ist bei den Kubus von den gleichen Gewohnheiten keine Spur zu finden, und es ist wohl sicher anzunehmen, daß es auch nie bei ihnen der Fall war. Wer die Lebensweise dieser beiden Völker kennt, wird sich auch darüber nicht wundern. Die Kubus sind die denkbar gutmütigsten Menschen, die es gibt, kennen weder Lüge noch Diebstahl, gehen nicht auf Raub aus und leben nur in kleinen Gruppen, bis zu höchstens vierzig Köpfen, ohne direkten Kontakt mit ihren Stammesgenossen. Ich habe nach Angaben der Häuptlinge und Dienangs der verschiedenen Gruppen, welche ich besucht habe, das Aufenthaltsgebiet aller ihnen bekannten Kubustämme auf der topographischen Karte von Djambi so genau als

möglich eingezeichnet und schätze alle in den Urwäldern Djambis (einem Gebiete, fast so groß wie die Schweiz) lebenden Kubus auf ungefähr 250.) Seelen. Ich bemerke ausdrücklich, daß damit nur die wirklich echten, umherziehenden Waldbewohner, nicht die nach Ansiedlungen überbrachten, gemeint sind. Auffallend ist, daß die Kubus anscheinend, wie oben bemerkt, keinerlei Beziehungen zueinander haben, dennoch aber ziemlich genau wissen, wo ihre Stammesgenossen zu finden sind und die verschiedenen Angaben nahezu genau gestimmt haben. Ganz dieselbe Tatsache konnte ich bald darnach auch bei den Orang Lahut an den Küsten von Djambi und Indragiri feststellen.

Die Kleidung besteht bei diesen Naturmenschen nur aus dem „Tjawai“, das ist breit und weich gekloppte Baumrinde, welche in Streifen zwischen den Beinen durchgezogen, um die Hüften gebunden, die Schamteile bedeckt.

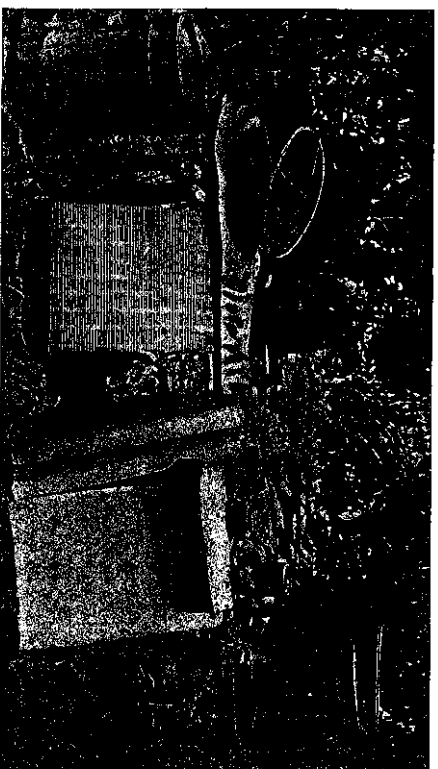


Abb. 2. Vollständiges Bestzeug einer ganzen Kubufamilie.

Was den Geisteszustand im allgemeinen betrifft, so kann ich nur sagen, daß mein erster Eindruck, den ich beim Besuche von drei verschiedenen Gruppen hatte, zwar dahin übereinstimmte, daß wir es hier mit äußerst tiefstehenden Menschen zu tun haben, bei längerer Unterhaltung aber stets zu der Schlußfolgerung kam, daß sie durchaus nicht unintelligent sind.

Der Beweis für diese Annahme ist vollkommen geliefert durch die nach eigenen Niederlassungen überbrachten Kubus, welche sich schnell der ihnen aufgewungenen Lebensweise anpassen.

Alle bisher gesammelten Berichte über dieses eigentümliche Volk gehen dahin, daß man es, wie bereits erwähnt, mit den gutmütigsten Geschöpfen zu tun hat. Ich mußte nach meinen Beobachtungen der verschiedenen Stämme zu derselben Ansicht kommen. Sie besitzen nach unseren Begriffen eine geradezu unfähliche Ruhe und Geduld, das Wort Zeit ist ihnen gänzlich unbekannt. Auf Fragen über ihr Alter können sie keine Antwort geben, selbst nicht wie andere primitive Völker sagen, „so und so viele Reiserten“ oder, wie mir einmal eine uralte Batlakfrau behauptete, sie sei „sieben Pockenepidemien alt“.

Aus den beiden Waffen, welche ich bei ihnen fand, geht schon hervor, daß die Kubus keine Krieger sind. Außer diesen einfachen Wurfläusen, ungefähr drei Meter lang, und dem einfachen malayischen Kappmesser, die nur zur Verteidigung und zur Erlegung wilder Tiere dienen, besitzt ein Kubu keine Angriffs- oder Abwehrmittel. Pfeil und Bogen sind auf ganz Sumatra unbekannt und das bei Battak und den Kubus so nahe verwandten Sakai auf Malakka gefundene Blasrohr habe ich hier vergebens gesucht. Auch das Vergiften der Lanzen mit Ipho oder sonstigem Pflanzen- oder Tiergift scheint ihnen fremd zu sein. Daraus erklärt sich wohl, daß der Kubu ein äußerst friedliebendes Wesen ist. Er ist sehr scheu dem Eindringenden gegenüber, was aber nicht sagen will, daß er feig ist. Wäre letzteres der Fall, würde er nicht des Nachts ohne Bewachung und ohne Fackel auf seiner offenen Lagerstätte ruhen. Die oftmals auftauchende Erzählung, daß diese Menschen „wie scheue Affen in Bäume klettern“, wenn fremde Wesen nahezukommen, möchte ich bestimmt bezweifeln. Sollten sie denn dann nicht Wohnungen in Bäumen haben oder wenigstens eine Art Beobachtungsposten?

Über die Sitten und Gebräuche bei Schwangerschaft, Geburt, Vermählung und Tod ist bitter wenig zu sagen. Vor und nach der Geburt sorgt der Mann für die Nahrung der Frau. Die Geburt geht ohne jede Zeremonie vor sich, der Mann hilft seiner Frau und ist der neue Urwaldburger geboren, wird er nicht gebadet oder gewaschen, sondern nur mit Blättern oder feingeriebener Baumrinde (nach Van Dongen) gereinigt. Schon nach wenigen Stunden, sicher aber am nächsten Tage, steht die Mutter wieder auf und sucht wie gewöhnlich ihre Nahrung. Über Namen und Namensgebung erfahre ich nahezu nichts, worüber man sich aber auch nicht zu wundern braucht — es leben ja zwanzig Menschen ihr ganzes Leben miteinander und kommen mit der Außenwelt gar nicht in Berührung, selbst untereinander sind sie sehr worktag. Vielleicht weil die Namen schwierig zu behalten sind, geben die Dienangs den Männern malayische Titel? So hörte ich von Lurah, Temnungung, Rio, Adipati sprechen, worüber sie aber selbst lachten mußten.

Wie das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, speziell der Mutter zu den Sprößlingen ist, konnte ich nicht feststellen. Ich fand eben die ganze Gruppe wie eine einzige große Familie vor. Sowohl Jungens wie Mädchen gehen später selbst in den Wald und suchen ihre Nahrung.

Kommt die Zeit der Reife, so wird nicht lange „verlobt“ und umständliche Heiratsgebräuche berücksichtigt, das junge Pärchen geht zu seinen Eltern, erklärt diesen, daß sie nun gemeinschaftlich des Lebens leiden und Freunden miteinander teilen wollen, worauf der Vater des Mädchens dieses fragt, ob es auch wirklich dazu gewillt sei. Mit dem bestätigenden „fah“ — ja ist dann die ganze Formalität erledigt. Im allgemeinen gilt Monogamie als Regel, doch hat der Mann das Recht, eine zweite oder auch mehrere Frauen zu heiraten. Es handelt sich bei diesen echten Naturvölke also nur um Ehehindernisse aus Liebe und Neigung, rein dem Naturtrieb folgend, und ist dieser erloschen, so geht man in den meisten Fällen ganz einfach wieder auseinander, ohne jede Formalität. Die Kinder folgen der Mutter oder dem Vater, wenn sie mehr zugeneigt sind; doch auch dieses hat nicht viel zu bedeuten, denn die Leute gehen ja nicht fort, alle bleiben beisammen. Feindschaft in unserem Sinne des Wortes kennt ein Kubu auch nicht; Mann und Frau verkehren einfach nicht mehr miteinander, jedes schlägt sein eigenes Lager auf, das ist die ganze „Scheidung“. Über Ehebruch konnte ich nichts Genaueres erfahren, möchte also auf dieses Kapitel nicht näher eingehen.

Es ist schwer für uns, sich in solch außergewöhnlich fremde Verhältnisse hineinzuversetzen, selbst für mich war manches fremd, obwohl ich doch volle zwanzig Jahre unter den Battak gelebt habe. Doch ist alles so natürlich und einfach. Der „Kultur-mensch“ kann sich nichts ohne gewisse Gesetze, Maßregeln und Formalitäten vorstellen. Wenn wir dann einmal ein fremdes Volk zu Gesicht bekommen, stellen wir denn auch Fragen, welche sie gar nicht verstehen können, oder doch viel weniger von Bedeutung für sie sind als ihr Nahrungsunterhalt, Schutz gegen Feinde, Mittel gegen Krankheiten usw.

Das Leben im Urvalde hat unsägliche Beschwerden. Der Kampf gegen alles, was das kreucht und fleucht, ist größer, als der Laie sich vorzustellen vermag. Ein kurzer Besuch bei den Kubus, selbst an einem regnerischen Tage, lehrt uns schon zur Genüge die Plage der unzähligen Moskiten kennen, welche diese armen Menschen stets belästigen, und mancher von ihnen fällt dem Hunger eines Tigers oder dem Bisse einer Schlange zum Opfer. Eine genauere Betrachtung des Körpers zeigt hinreichend, welchen Gefahren diese armen Menschen fortwährend ausgesetzt sind; abgesehen von der bereits erwähnten Hautkrankheit, zeigen viele Wunden, Geschwüre und Narben, was sie ihr ganzes Leben hindurch zu fürchten und zu leiden haben. Über Malaria und Dysenterie konnte ich keine Angaben erhalten, wohl hörte ich ein Kind in hohem Fieber jämmerlich wimmern. Ob Cholera bei ihnen vorgekommen ist, konnte ich nicht erfahren, doch scheinen sie periodisch von Pocken-epidemien heimgesucht zu werden, die dann furchtbar unter ihnen wüthen. Der Häuptling des Stammes — auch dieser Begriff deckt sich nicht mit den unsrigen, es handelt sich scheinbar nur um den intelligentesten der Gruppe, welcher in besonderen Fällen um Rat gefragt wird — ist gewissermaßen der Medizinmann, er wird bei Erkrankungen gebeten, heilkräftige Kräuter und Wurzeln zuzubereiten.

Helfen keine Heilmittel, zeigt sich keine Hilfe mehr möglich, so überläßt man den Unglücklichen einfach seinem Schicksal. Ohne sich noch weiter um ihn zu kümmern, verläßt ihn der ganze Stamm aus Angst vor dem Tode. Von einem Begräbnis oder Verbrennen ist bei den Kubus keine Rede, jene Stätte, wo jemand gestorben ist, wird für lange Zeit gemieden.

Aus all dem bisher Erwähnten ersieht man schon zur Genüge, auf welcher niederen Stufe der Entwicklung diese Menschen stehen, und es dürfte schon daraus deutlich



Abb. 3. Kubu im Zustande von Trance, gerichtet von zwei Junglingen.

hervorgehen, daß von einer Religion bei ihnen nicht die Sprache sein kann. Da ich mich bei den Battakern speziell mit deren Animismus beschäftigt habe, so wollte ich auch von den Kubus gerade in dieser Hinsicht Genaueres wissen. Alles, was ich erfahren konnte, ist folgendes:

Beim Suchen nach Gertschaffen fand ich einen großen, zusammengefallten, abscheulichen Lappen, und auf meine Frage, was das sei, erhielt ich zur Antwort, „ein weißes Tuch, das der Temnungung (der „Häuptling“) gebrauche, wenn böse Natureingnisse eintreten“. Wenn sie von einem Erdbeben, schwerem Unwetter, Pocken oder sonstiger böser Krankheit überrastet werden, bindet der Temnungung dieses Tuch über den Kopf, bringt sich dann selbst in Trance und erfährt in diesem Zustande, was gegen dieses Unheil zu tun ist. Weder von Geistern noch sonst einem mit Religion zusammenhängenden Wesen, Erscheinung oder Glauben, konnte ich das Geringste erfahren.

Auf meine Frage, ob er — der Temnungung — sich in meiner Gegenwart in Trance versetzen wollte, ging er ganz ruhig ein, trat auf den kleinen, von mir frei gekappten Platz, alle Anwesenden klatschten im Takt in die Hände und er selbst bewegte sich ein wenig im Rhythmus hin und her. Nach wenigen Minuten war er schon außer Bewußtsein, so daß ihn zwei seiner Leute festhalten mußten, um ihn umfallen zu verhindern (Abb. 3). Eine der Frauen trat dann auf ihn zu, kniff ihn ins Genick und sofort war er wieder bei vollem Bewußtsein. Über den Zweck, d. h. was er in diesem Zustande getridht oder gehört und gesehen habe, wollte oder konnte er mir keine Auskunft geben.

Bei einem anderen Stamme im Tebo-Gebiete sangen die Frauen zu dem Händeklappen mit hellen, hübschen Stimmen, während zwei jüngere Männer sich auf etwas andere Weise als bei dem oberwähnten Stamme in Trance brachten; sie wurden schon beim Beginne der Prozedur von je einem Kameraden festgehalten, gingen mit Händen und Füßen im Takt auf und nieder und waren ebenfalls sehr schnell außer Bewußtsein und zu diesem wieder zurückgerufen. Mehr konnte ich nicht erforschen.

Ich glaube, daraus doch ableiten zu dürfen, daß hier nicht von einer Religion, auch nicht von Schamanismus im primitivsten Sinne des Wortes gesprochen werden kann.

Wie steht es nun mit Tanz, Gesang und Festlichkeiten? Wie oben erzählt, sangen die Frauen, während die beiden Männer sich in Trance versetzten. Leider unterließ ich es, mir den Text aufschreiben zu lassen. Es wäre gewiß interessant gewesen, dieses Lied zu vergleichen mit jenen, welche von Dongen aufgeschrieben hatte. Als ich diese dem damaligen Kontrolleur von Muara Bungo, dem sehr musikalischen Herrn Monod de Fraudeville, zeigte, erkannte er fast alle als gleichlautend mit den von ihm von der malayischen Bevölkerung aufgenommenen. Die Kubus, welche von Dongen damals besucht hatte, kannten also bereits die malayischen Lieder. Wie es nun mit dem von mir gehörten Liedchen stand, kann ich leider nicht erklären.

Von Tansen ist keine Rede. Nur bei einem Stamme, im Muara Bungo-Gebiete, machten mir zwei Männer eine Art Scheingeheult vor — jeder mit einem kurzen Knüttel bewaffnet — wobei die übrigen klatschten. Das war alles, was ich auf diesem im malayischen Archipel übrigens so sehr beliebten Gebiete erfahren konnte.

Festlichkeiten, Zusammenkünfte irgendwelcher Art, gibt es keine bei diesen Waldmenschen, was nach allem oben Gesagten gewiß auch nicht zu erwarten war.

Die Sprache ist ohne Zweifel eine malayische. Meine diesbezüglichen Aufzeichnungen haben keine neuen Vermutungen erlaubt. Sie ist aber bei so kurzen Besuchen kaum möglich zu verstehen, denn, abgesehen von manch unbekanntem Wort, ist auch die Betonung eine sehr fremde.

Schriftzeichen sind ihnen ebenfalls unbekannt, selbst der „Häuptling“ hat davon keine Ahnung.

Ganz eigentümlich ist die Art und Weise, wie die meisten dieser echten, „wilden“ Buschmenschen mit den Malayen Handel treiben. An einem bestimmten Platze im Urwalde legen die Kubus ihre gesamten Waldprodukte, namentlich Harzsorten, nieder. Kommt der Malaye, welchem dieser Platz bekannt ist, von Zeit zu Zeit nachsehen, und findet er dann diese „Ware“, so legt er einen nach seiner Meinung entsprechenden Gegenwert, bestehend aus Salz, Zündhölzern, gewöhnlichen Tüchern und verschiedenem Tand, daneben. Die Kubus untersuchen, ob sie mit dem Angeboten zufrieden sein können, im günstigen Bescheide nehmen sie es mit, sind sie damit unzufrieden, lassen sie es liegen. Der Malaye weiß dann, daß er noch etwas dazu geben muß. Erst wenn die Kubus den Gegenwert des Malayen weggenommen haben, darf dieser die Walderzeugnisse mitnehmen. Bei vielen, namentlich jenen dicht bei den Malayen wohnenden Stämmen, kehrt der Djenang mit den Kubus und tauscht direkt die Waren aus. Daß die letzteren dabei vielfach schwer betrogen werden, ist leicht anzunehmen, wenn man die Malayen kennt.

Wir haben es also in jeder Hinsicht mit den primitivsten Menschen der Erde zu tun. Die Frage, ob sie die wirklichen Urbewohner Sumatras sind oder ob sie eingewandert sind oder, wie auch schon angenommen wurde, einstens von den Malayen abgestoßen wurden, ist leider noch ungelöst. Die bis heute unternommenen Forschungen sind so spärlich, daß nur ernsthaft zu wünschen bleibt, daß nun endlich eine Expedition nach den Urwäldern von Djambi gesandt wird, um diese so wichtige und interessante Frage zu lösen. Nicht aber um diesen glücklichen, friedfertigen und gutmütigen Waldbewohnern die „Kultur“ zu bringen, die sie gewiß nur ungünstig machen würde. Bald genug wird ja die Zeit kommen, daß dieses kleine Volk ausgestorben sein wird, das einzige Volk der Erde, das in wahrem Frieden lebt, das weder Lug noch Betrug, weder Haß noch Feindschaft kennt.

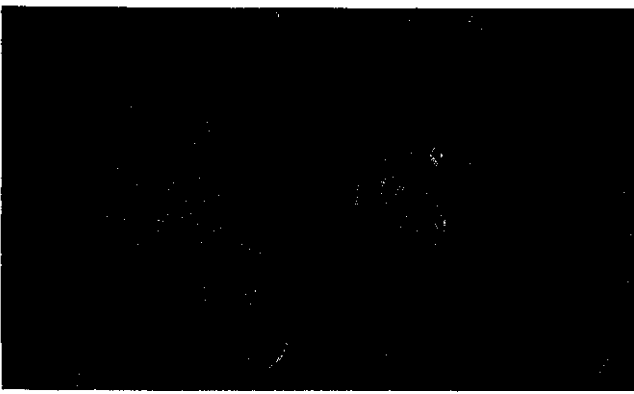


Abb. 4. Kubufrau mittleren Alters.

## Erklärung der Tafeln.

## Tafel I.

1. „Hütten“ von Kubus im Muara Bungo-Gebiet.
2. „Hütten“ von Kubus im Muara Tebo-Gebiet.

## Tafel II.

1. Männliche Kubus aus dem Muara Tebo-Gebiet.
2. Männliche Kubus mittleren Alters aus dem Muara Bungo-Gebiet.
3. Männliche Kubus (ein Junge und ein junger Mann) aus dem Muara Bungo-Gebiet.

## Tafel III.

1. Eine alte Frau und eine Frau mittleren Alters aus dem Muara Bungo-Gebiet.
2. Drei Frauen aus dem Muara Tebo-Gebiet.
3. Zwei Frauen aus dem Muara Bungo-Gebiet.

# Einige konkrete Beweise für die außerkontinentalen Beziehungen der Indianer Amerikas.

Von J. Imbelloni, Universidad Nacional del Litoral, Paraná.

Vortrag, gehalten am 18. Jänner 1927 im Vortragssaal des  
Naturhistorischen Museums in Wien<sup>1)</sup>.

(Mit 30 Abbildungen im Text.)

## Inhalt:

1. Die Annahme interkontinentaler Zusammenhänge mit Amerika und ihre Gegner. 2. Die Notwendigkeit, unumstößliches Beweismaterial beizubringen.
3. Das *mere* oder *path-path* der Neuseeländer. 4. Typologische Beschreibung der geschlossenen Familie des *mere*. 5. Stammbaum des *mere* nach Skinner. 6. Linguistischer Exkurs über den Namen *patu*. 7., 8. Beziehungen des *kolide* zum *whaka-ika*; das *phylum* der hackmesserartigen Formen. 9. *mere* und Keulen. 10. Die Gefahr falscher Erklärungen vermeiden.
11. Literatur über in Nordamerika ausgegrabene *mere's*. 12. *Idem* in Südamerika und unveröffentlichte Exemplare. 13., 14. „*Criterion formae*“. 15. Das statistische Kriterium. 16. Andere Typen des *mere* in Columbia. 17. Amerikanische Varianten des *wakeu*. 18. Paradigma des Wortes *toki* in Ozeanien und Südamerika (Kriterium der Steifigkeit).

1. In Anbetracht des Geistes der Klarheit, der die Wissenschaften seit einigen Jahrzehnten geleiht hat, ist der Zustand, in welchem sich das amerikanische Problem befindet, beinahe ungerechtfertigt. Ich meine, genauer ausgedrückt, das Problem der Beziehungen, die Amerika mit den anderen Weltteilen verband.

In diesem Punkte herrscht keine Sicherheit: Es gibt bloß individuelle oder Schätzeinungen. Die einen unterschreiben mit rosigem Optimismus allzu leichtfertig die sonderbarsten Fabeln, die anderen, übertrieben skeptisch, sind nur geneigt zu verneinen.

Um ein charakteristisches Beispiel der Taktik dieser letzteren anzuführen, genügt es, einen Schriftsteller zu erwähnen, der jüngst in unterschiedener Weise den Gedanken an außerkontinentale Einflüsse auf dem amerikanischen Kontinent angegriffen hat<sup>2)</sup>. Nun, Boas behauptet unter anderem, daß „der amerikanische Ackerbau gänzlich auf einheimischen Pflanzen des Weltteiles beruht“, und daraus leitet er einen „*convincing proof*“ für seine These ab, nämlich daß die Menschen Amerikas, „unabhängig“ von allem, die Kunst der Bodenbearbeitung erfanden und entwickelten. Anstatt dessen wissen wir alle, daß seit De Candolle neben der *Bartea edulis* oder „*papa dulce*“, der wahren Grundlage des amerikanischen Ackerbaues, von den Inseln des Stillen Ozeans zusammen mit der *Spondias dulcis* verschiedene Dioscoreen, Aroiden und Cucurbitaceen in den Weltteil gebracht wurden. So legt auch Boas den ethnographischen Beziehungen zwischen Melanesien und Feuerland, die von

<sup>1)</sup> Dieser Vortrag gehört zu einem Zyklus, der die allgemeine Ansicht über die ozeanischen Wäfen und ihre Verbreitung in Amerika vervollständigt. Der zweite wurde in Paris am 9. Februar 1927, der dritte in Rom am 20. Februar 1927 gehalten.

<sup>2)</sup> Franz Boas, *America and the Old World*, in „*Congrès International des Américanistes*“, XXI session, Göteborg 1924, S. 21–28.